

## **Die Normalität des Rassismus<sup>1</sup>**

Paul Mecheril

### **Einige Vorbemerkungen**

Wir haben uns in der Lenkungsgruppe über eine gemeinsame Beobachtung ausgetauscht, nämlich über unsere Wahrnehmung, dass Rechtsextremismus und Rassismus zu einer Art Selbstverständlichkeit geworden sind. Wir haben über einen Begriff für diese Beobachtung nachgedacht und uns auf die Bezeichnung „Normalität des Rassismus“ verständigt. Ich habe mich bereit erklärt, heute etwas zu diesem Thema zu sagen.

Beim Nachdenken darüber, was ich Ihnen heute zu diesem Thema sagen könnte, ist mir deutlich geworden, wie schwierig die Formulierung „Normalität des Rassismus“ ist und ich sah mich in der Vorbereitung mit dem Problem konfrontiert, nicht genau zu wissen, was mit dieser Bezeichnung gemeint ist. Was ich Ihnen heute zumute, ist nicht viel mehr als das, was dabei herausgekommen ist, als ich mich mit der Frage „Was heißt eigentlich ‚Normalität des Rassismus‘?“ beschäftigt habe.

Es gibt drei Aspekte, auf die die Formulierung „Normalität des Rassismus“ verweist:

Erstens: Die Formulierung „Normalität des Rassismus“ bringt zum Ausdruck, dass Rassismus sich in dem Sinne auf Normalität bezieht, dass er Normalität produziert, aber auch voraussetzt. Rassismus rekurriert auf Normalitätsvorstellungen und ermöglicht diese.

Zweitens: Rassismus ist weiterhin „normal“ im Sinne von alltäglich und banal. Rudolf Leiprecht verweist in seinem Buch „Alltagsrassismus“ auf alltägliche gewaltförmige Unterscheidungen, die kennzeichnend für eine vorherrschende Spielart des Rassismus sind (vgl. Leiprecht 2001). Die Normalität des Rassismus heißt somit auch, dass Rassismus in der Normalität des Alltags angesiedelt und anzutreffen ist.

Drittens: Schließlich ist Rassismus in dem Sinne „normal“, dass aufgrund der Dauerhaftigkeit des Rassismus bestimmte Gewöhnungseffekte zu beobachten sind. Berichte über rassistische Vorkommnisse gehören zur „Normalität“, wir haben uns an sie gewöhnt, auch mit dem Effekt einer gewissen Abstumpfung und achselzuckenden Zurkenntnisnahme.

Es ist die Äußerung eines Schülers (zitiert in dem Buch „Migranten in Deutschland“ von Helena Flam):

*„Also ich habe insofern ein Problem gehabt, dass ich mit sechs Jahren nach Deutschland kam, kein deutsch gesprochen habe und eingeschult wurde. Und aufgrund der mangelnden*

---

<sup>1</sup> Überarbeitetes Transkript eines Vortrags auf der Sitzung des IDA-NRW Beirats im MGFFI am 15. Mai 2007.

*Sprache sollte ich zur Sonderschule geschickt werden. Und dann hat sich meine Mutter dagegen gewehrt, hat mir das bisschen Deutsch, das ich konnte, beigebracht ... [Im] 4. Schuljahr wurde mir gesagt, also es ist nur Hauptschule möglich, okay, ab auf die Hauptschule und dann ging es halt 5., 6., 7. war ich halt Klassenbester, 8. war ich Stufen- und Jahrgangsbester und nach der 10. bin ich auf das Gymnasium gegangen, habe mein Fachabi gemacht. Und ich will jetzt nicht auf mich zeigen, aber ich glaube, ich wäre jetzt nicht an der Stelle, wenn ich auf die Sonderschule gekommen wäre. Dann würde ich irgendetwas feilen oder ...“ (Flam 2007, 96).*

Mit diesem Zitat möchte ich die drei genannten Punkte verdeutlichen:

Rassismus stellt eine Normalität, eine Ordnung der Normalität her. Sie produziert einen Zusammenhang symbolischer und materieller Gerechtigkeit: Weil Schüler, die nicht „richtig Deutsch“ sprechen, als Folge dominanter Diskurse eigentlich nicht nach Deutschland gehören, werden sie aus der normalen Schule genommen und an den stigmatisierten und stigmatisierenden Rand der Sonderbehandlung gegeben. Damit ist eine Ordnung hergestellt, Normalität.

Rassismus bezieht sich auf eine Normalität und diese Normalität, die beispielsweise für Deutschland kennzeichnend ist, hat etwas damit zu tun, dass wir eine nahezu systematische Verteilung der Schülerinnen und Schüler mit und ohne Migrationshintergrund entlang des Anerkennungsstatutes von Schulformen beobachten können. In einer beeindruckenden Weise, mit einer beeindruckenden Regelmäßigkeit sind beispielsweise Schülerinnen und Schüler mit Migrationshintergrund überproportional an Sonderschulen vertreten. Die Zuweisung an Sonderschulen folgt einer bestimmten Überweisungspraxis. Diese Überweisungspraxis wird beispielsweise in der Studie von Mechthild Gomolla und Frank-Olaf Radtke „Institutionelle Diskriminierung. Die Herstellung ethnischer Differenz in der Schule“ nachgezeichnet (Gomolla/Radtke 2002). Dieser Studie kann man entnehmen, dass an bestimmten kritischen Entscheidungspunkten, so beispielsweise bei der Einschulung, beispielsweise beim Übergang zur Sekundarstufe oder beispielsweise bei der Aufnahme eines Sonderschulverfahrens, der Schule das Kriterium der Ethnizität zur Verfügung steht, um anstehende organisatorische Fragen zu entscheiden. Ich möchte für unseren Zusammenhang hervorheben, dass diese Praxis *Normalität* ist. Nach der Studie von Gomolla und Radtke gehört es zur alltäglichen Normalität von Schulpraxis, auf Unterscheidungsweisen zurückzugreifen, die systematisch Ungleichheit produzieren.

Wir haben diesen Zustand der Ungleichheit in Deutschland seit über 30 Jahren. Daran haben wir uns gewöhnt. Die Schulpraxis der Herstellung von Ungleichheit durch Rückgriff auf ethnische Unterscheidungen ist also nichts, was erst durch die Studie von Gomolla und Radtke thematisiert worden wäre. Es handelt sich hier vielmehr um ein Moment, auf das der

erziehungswissenschaftliche Diskurs beständig hingewiesen hat. Der Bildungspolitik steht diese Erkenntnis seit Jahren zur Verfügung.

Wir haben uns an die ethnische Ungleichheit gewöhnt und wir haben uns auch deshalb im Sinne einer Nicht-Thematisierung daran gewöhnt, weil die Praxis der Zuweisung erst dann artikulierbar wird, wenn jemand einigermaßen erfolgreich das bundesdeutsche Bildungssystem durchlaufen hat, also erst dann, wenn man an der Aufnahme des Sonderschulverfahrens vorbeigekommen ist, erst dann, wenn man es geschafft hat, sich von der Hauptschule bis zum Fachabitur hochzulernen, erst dann ist man im Rahmen des hiesigen Bildungssystems in der Lage, diese Erfahrung zu artikulieren und sichtbar zu machen. D. h. wir haben uns auch deshalb daran gewöhnt, weil diejenigen, die von dieser Diskriminierung negativ betroffen sind, über diese Diskriminierung nicht respektabel sprechen können. Soweit die Einstiegs-Illustration der drei eingangs erwähnten Punkte.

### **Normalität als Imagination von Ordnung**

Renata Salecl, eine Psychoanalytikerin, die beispielsweise über die Frage nachgedacht hat, was eine Nation ist, schreibt, dass Imaginationen, Vorstellungen, immer dann besondere Bedeutungen gewinnen, wenn wir das, was uns definiert, nicht definieren können (1994). Dies gilt beispielsweise für große Gemeinschaften wie die Nation, die uns definiert, die wir aber selbst nicht definieren können. Eine Nation stellt einen Zusammenhang dar, der uns ausmacht, den wir aber nicht wirklich adäquat erfassen können, weil beispielsweise in Bezug auf die Bundesrepublik Deutschland mehrere Zehnmillionen Menschen zu erfassen wären, was schlichtweg nicht möglich ist. Und hier kommen Imaginationen ins Spiel, also Vorstellungen, die das begreifbar machen, was wir nicht begreifen können. Im Rahmen dieser Imagination spielt Normalität eine große Rolle. Normalität ist etwas, das erzeugt wird aufgrund von Imaginationen: Das, was „normal“ ist, gilt aufgrund von Imaginationen als erwartbar.

Ich möchte auf eine Imaginationsform zu sprechen kommen, die etwas mit Rassismus zu tun hat. Stuart Hall sagt zum Rassismus weißer Engländer: „Die [weißen] Engländer sind nicht deshalb rassistisch, weil sie die Schwarzen hassen, sondern weil sie ohne die Schwarzen nicht wissen, wer sie sind“ (Stuart Hall 1999, 93). Rassismus hat viel mit Wir-Imaginationen zu tun. Rassismus antwortet auf die Frage, wer wir sind, mit einer Vorstellung darüber, wer wir und wer die Anderen sind. Dies ist eines der analytischen Bestimmungsstücke des Rassismus. Rassismus ist wichtig, damit eine Mehrheit weiß, wer sie ist. Das interessante Moment ist, dass dieses Wissen nicht thematisiert wird. Wie in vielen

modernen Herrschaftsverhältnissen wird das Wissen darum, wer ich, wer wir sind, nicht thematisiert, denn sonst müssten die Herrschaftsverhältnisse thematisiert werden.

Ich möchte in diesem Zusammenhang auf eine antirassistische Plakataktion aufmerksam machen, eine, so meine ich, interessante rassismuskritische Aktion in Wien. Dort wurden beispielsweise an Bushaltestellen Plakate mit dem Portrait einer Frau gezeigt und darunter stand: „Weißsein ist nichts als das Produkt einer kollektiven Imagination, das ausschließlich durch die Existenz der Anderen definiert werden kann.“

Ein Aspekt der Normalität des Rassismus besteht darin, dass qua Imagination eine bestimmte Normalität beständig hergestellt wird, nämlich die Normalität, dass wir jemand sind, dass wir ein „wir“ sind, weil wir uns von anderen unterscheiden.

Ein wichtiger Punkt ist, dass dies in Hinblick auf die Frage nach der Normalität des Rassismus ein entscheidendes Moment ist, dass aufgrund von Imaginationen so etwas entsteht wie ein Wissen darum, wer wir sind bzw. wer wir nicht sind.

Santina Battaglia (2000) hat den nachfolgenden Dialog analysiert - und ich vermute, Sie kennen solche Dialoge:

*„Woher kommst Du?“ – „Aus Essen.“  
„Nein, ich meine, ursprünglich?“ - „Ich bin in Essen geboren.“  
„Aber Deine Eltern?“ - „Meine Mutter kommt auch aus Essen.“  
„Aber Dein Vater?“ - „Mein Vater ist Italiener.“  
„Aha ....“ - ...*

Solche Dialoge sind nur möglich aufgrund unterstellter Normalitätsvorstellungen. Solche Dialoge sind nur möglich, weil ein imaginäres Wissen über Zugehörigkeit und Identität existiert. Aus einer rassismustheoretischen Perspektive kann man sagen, dass dieses Wissen eine Imagination ist, die - zumeist unbewusst - an Rassekonstruktionen anschließt, nämlich an Konstruktionen, in denen aufgrund von natio-ethno-kulturellen Kennzeichen Menschen zu Gruppen zusammengefasst werden, denen Eigenschaften zugewiesen werden, die sie als „fremd“, „unzugehörig“ oder gar „minderwertig“ bezeichnen.

Hier zwei Beispiele einer Postkartenaktion des Antidiskriminierungsbüros Leipzig zum Thema Alltagsrassismus:



Die Frage „Woher kommst du?“ ist aus rassismustheoretischer Perspektive eine Frage, die Normalität anruft, die versucht, eine bestimmte Ordnung anzurufen und zu beschwören, in der eindeutig ausgesagt ist, wohin die Menschen gehören. Wichtig ist: Um diese Ordnung herzustellen ist, so die Rassismustheorie, nicht so etwas wie ein böser Wille erforderlich. Die Frage „Woher kommst du?“ ist eine ganz unschuldige, ganz unverdächtige Frage, unverdächtig dessen, rassistisch zu sein. Und darum geht es auch gar nicht. Es geht nicht um die Frage der Intention, vielmehr handelt es sich hier um eine bestimmte gesellschaftliche oder kulturelle Struktur, in der wir uns verstehen und in der wir sozialen Sinn produzieren und reproduzieren: indem wir Fragen stellen, indem wir Wahrnehmungen haben, indem wir Gespräche führen, indem wir Dinge sagen und andere Dinge nicht sagen, reproduzieren und wiederholen wir die rassistische Struktur. Das ist ein Aspekt der Normalität des Rassismus.

Hier die zweite Postkarte?

Auch die zweite Postkarte ist interessant, weil es unterschiedliche Formen von Rassismus gibt und auch unterschiedliche Formen alltäglichen Rassismus'. Aus rassismustheoretischer Perspektive wird ersichtlich, dass die rassistische Normalität nicht auf die Unterscheidung der Hautfarben im Sinne von schwarz und weiß, auf phänotypische Unterscheidungen beschränkt ist. Rassismus ist eine Ordnung, in der der Kultur, also dem Kulturbegriff, ein wichtiger Platz zukommt. Die rassistische Normalität bringt Imaginationen hervor, in der die Frage, wer zugehörig ist und wer nicht, nicht nur abhängig von phänotypischen Merkmalen beantwortet wird, sondern auch mit Bezug auf „Kultur“. Darauf bezieht sich die zweite Postkarte. Sie ruft in Erinnerung, dass die *Zuschreibung* auf bestimmte kulturelle Fertigkeiten in

rassismuskritischer Perspektive als *machtvolle Zuschreibung* beschrieben und gesehen werden kann:



In seinem Buch über Staatsbürgerschaftskonzepte in Frankreich und Deutschland (Brubaker 1994) zitiert Rogers Brubaker einen Jugendlichen: „Dein Pass, das ist deine Fresse“, sagt der „maghrebinische Jugendliche“ in einem Interview. Das Zitat macht deutlich, dass einer solchen Ordnung, in der aufgrund von Fressen, Gesichtern und weiteren kulturellen Signalen, Aussagen über Zugehörigkeit gemacht werden, dass einer solchen Ordnung Normalitätskonstruktionen zugrunde liegen.

Es ist „normal“, wie ein Franzose aussieht, wie ein Deutscher aussieht, wer ein Deutscher ist und wer nicht. Diese nationalen Konstruktionen sind da, aber sie sind diffus und unklar. Diese Vagheit macht das Wesen der Imagination gerade aus. Sie sind gewissermaßen nicht greifbar; sie wirken nur, wenn wir nicht über sie sprechen, wenn nicht verlangt wird anzugeben, was einen Franzosen denn nun ausmache, sondern wenn wir uns der Kraft der Imagination hingeben, wenn wir nicht definieren müssen, was uns definiert, was wir aber nicht definieren können, genau dann entfaltet die Imagination ihre Kraft.

Wie ist das zu erklären? Und geben sich nicht alle Menschen, Kulturen und Gesellschaftsformen Imaginationen hin?

Ich will darauf hinweisen, dass wir die rassistischen Konstruktionen, so wie sie in der von mir favorisierten Rassismustheorie diskutiert werden, dass wir, wenn wir Rassismus verstehen wollen, uns mit den historischen Bedingungen der Entstehung von ‚Rasse‘-Konzeption

beschäftigen müssen. Unter einer sozialwissenschaftlichen Perspektive interessiert die Frage, wie Menschen darauf kommen, sich mit Hilfe der Vokabel „Rasse“ und ihrem Ersatz „Kultur“ zu unterscheiden. Wie kommen Menschen darauf, andere unter bestimmten Merkmalen als Andere zu erkennen? In diesem Zusammenhang ist die Erfindung des Nationalstaates interessant.

*„In dem Augenblick, in dem der moderne Staat seit dem 19. Jahrhundert über die Gewißheit verfügen will, ob es sich in jedem einzelnen Fall um einen seiner Bürger (oder um einen Fremden) und weiterhin, um welchen seiner Bürger (oder welchen Fremden) es sich genau handelt, gewinnen Techniken physischer Identifikation mittels Lichtbild, Hinweise auf körperliche Besonderheiten (Narben, Haar- und Augenfarbe) an Bedeutung“ (Stichweh 1995, 180).*

Erst mit einer relativ jungen Entwicklung und mit der überaus erfolgreichen Geschichte des Nationalstaates, kommen bestimmte Bedarfe der Unterscheidung und der Identifikation auf; etwa administrative und organisatorische Bedarfe, Personen einer bestimmten Gruppe als zugehörig oder als nicht zugehörig zu definieren und diese Definitionen 1:1 umzusetzen. Es sind unter anderem die nationalstaatlichen Unterscheidungen, die in einer bis dahin nicht gekannten Systematik und technologischen Perfektion darüber bestimmen, welche Körper sich wo aufhalten dürfen und dadurch den Boden bereiten für den verkörperten Zugriff auf die Menschen. Wir müssen uns vergegenwärtigen, dass dies menscheitsgeschichtlich eine sehr junge Praxis ist, eine Praxis des Ordnen und Trennen, an die wir uns gewöhnt haben. Diese junge Praxis ist an eine Vorstellung von politischer Ordnung gebunden, ist an eine Vorstellung von Staatlichkeit gebunden, die, wie gesagt, relativ neu ist.

Mit dem Zitat von Rudolf Stichweh möchte ich überleiten zum 2. Punkt meines Beitrags, nämlich der Alltäglichkeit des Rassismus. Sie ahnen vermutlich schon, was es mit dem alltäglichen Rassismus auf sich hat: Unter einer rassismustheoretischen Perspektive stellt sich Rassismus weniger als das Problem einiger weniger, desorientierter, irregeleiteter, arbeitsloser Männer aus Ostdeutschland dar, also weniger als das Kennzeichen eines Randes. Rassismus muss vielmehr als eine gesellschaftliche Realitätsstrukturierende Größe verstanden werden, die in dem Moment besonderes mediales Interesse erfährt, wenn diese strukturierende Größe sich als „böses Ereignis“ zum Ausdruck bringt. Aus einer rassismustheoretischen Perspektive würde man sagen, dass böse Gewalttätigkeiten *eine* Spielart, *eine* Variante rassistischer Unterscheidungen sind. Rassismus ist allerdings auch viel trivialer als es die Inszenierung der bösen Gewalt weiß machen möchte. Rassismus ist alltäglich und allgegenwärtig, wodurch er noch viel weiter reichende Konsequenzen besitzt: Rassismus disponiert. Dies sei mit einem Zitat von Christoph Butterwegge unterstrichen:

*„Rassismus hat nicht nur mit der Legitimation/Reproduktion bestehender Herrschafts-, Produktions- und Klassenverhältnisse zu tun, sondern auch mit der psychosozialen Disposition von Beherrschten“ (Butterwegge 1996, 131).*

Rassismus hat aber auch - so möchte ich hinzufügen - mit dem Ensemble der Dispositionen, dem Habitus derer, die vom Rassismus faktisch und symbolisch profitieren zu tun.

### **Alltagsrassismus**

Dies bedeutet, dass Rassismus als Strukturierungsgröße gesellschaftlicher Realität gewissermaßen uns alle betrifft. Das ist die Alltäglichkeit des Rassismus. Wir alle sind in einer Gesellschaft, die zwischen legitim natio-ethno-kulturell Zugehörigen und legitim nicht Zugehörigen unterscheidet – vielleicht analog der patriachalen Struktur, die zwischen Männern und Frauen unterscheidet -, wir alle sind in diesem System positioniert und von dieser Position betroffen. Wir alle machen unsere Erfahrungen in diesem System, entwickeln psychosoziale Dispositionen, abhängig von unserer Position im System rassistischer Unterscheidungen. Wir sind also – biographisch gesehen - natio-ethno-kulturell legitim und fraglos Zugehörige oder weniger legitim, prekär Zugehörige. Und diese Zugehörigkeitserfahrungen in einer rassistisch strukturierten Gesellschaft haben nicht allein etwas mit Teilhabemöglichkeiten zu tun, sondern sind Erfahrungen, die sich in die Körper einschreiben. Es sind Erfahrungen, die die Grenzen zum Leib gewissermaßen überschreiten und dadurch zu einem Habitus werden.

Ich will das, was ich schon angedeutet habe, nämlich dass die rassistische Unterscheidung nicht auf Unterscheidungen auf der Ebene körperlicher Merkmale beschränkt ist, unterstreichen mit einem bekannten Zitat von Etienne Balibar. Balibar spricht über den neuen Rassismus, den kulturellen Rassismus und weist darauf hin, dass

*„[d]er neue Rassismus [...] ein Rassismus der Epoche der ‚Entkolonialisierung‘ [ist], in der sich die Bewegungsrichtung der Bevölkerung zwischen den alten Kolonien und den alten ‚Mutterländern‘ umkehrt und sich zugleich die Aufspaltung der Menschheit innerhalb eines einzigen politischen Raumes vollzieht. Ideologisch gehört der gegenwärtige Rassismus, der sich bei uns um den Komplex der Immigration herum ausgebildet hat, in den Zusammenhang eines ‚Rassismus ohne Rassen‘, wie er sich außerhalb Frankreichs, vor allem in den angelsächsischen Ländern, schon recht weit entwickelt hat: eines Rassismus, dessen vorherrschendes Thema nicht mehr die biologische Vererbung, sondern die Unaufhebbarkeit der kulturellen Differenzen ist; eines Rassismus, der - jedenfalls auf den ersten Blick - nicht mehr die Überlegenheit bestimmter Gruppen oder Völker über andere postuliert, sondern sich darauf ‚beschränkt‘, die Schädlichkeit jeder Grenzverwischung und die Unvereinbarkeit der Lebensweisen und Traditionen zu behaupten“ (Balibar 1990, 28)*

Der hier angesprochene Punkt ist folgenreich für unsere Debatte über die Alltäglichkeit und Normalität des Rassismus. Folgenreich deshalb, weil hier in der Rassismustheorie und der rassismuskritischen Forschung darauf hingewiesen wird, dass zumindest in offiziellen europäischen Kontexten die affirmative Benutzung, die bejahende Benutzung von ‚Rassehierarchien‘ und des Wortes ‚Rasse‘ in diesem Sinne diskreditiert ist. Das ist im Wesentlichen auf die Erfahrung des Nationalsozialismus, auf die Auseinandersetzung mit dem Grauen, das sich mit der ‚Rassen‘-Frage verknüpft hat, zurückzuführen. Insofern ist es offiziell kaum noch möglich, sich legitim als Rassist zu initiieren. Nicht nur hier nicht, an diesem Ort, also in einem sich antirassistisch gerierenden Zusammenhang (Beirat des IDA-NRW, Anm. d. Red.), in einem ministeriellen Zusammenhang (der Beirat tagte im Jugendministerium NRW, Anm. d. Red.), sondern überhaupt ist es schwerlich vorstellbar, dass jemand aufsteht und sagt: „Ich als Rassist meine zu der Frage, mit der wir beschäftigt sind, Folgendes ...“. Eine solche Position ist offiziell diskreditiert. Es ist aber möglich zu sagen, so die Botschaft des Zitates von Balibar: „Ich als jemand, der Wert darauf legt, dass wir eine Gesellschaft sind, in der bestimmte Normen nun einmal gelten, meine, dass diejenigen, die andere Normen haben, hier nichts verloren haben. Es sei denn, sie passen sich an.“

Was also Balibar sagen will, was mit dem Ausdruck Neorassismus oder kultureller Rassismus gesagt wird, ist, dass an die Stelle der „Rasse“-Vokabel das Wort Kultur getreten ist. Nicht immer, aber immer potenziell werden mit „Kultur“ bekannte Unterscheidungsformen reproduziert, die die Normalität einer bestimmten Ordnung anrufen, nämlich die Normalität, dass es ein legitimes natio-ethno-kulturelles „Wir“ gibt, dass sich hier legitimer Weise aufhält, und das es Andere gibt, die zumindest in einem fraglichen Verhältnis zu dem jeweiligen Kontext stehen.

Zwar wäre es hier möglich, die rassistische Normalität auf der Ebene von empirischen Daten zu diskutieren, z. B. die Verbreitung nationalistischer, rechtsextremer und rassistischer Einstellungen, wie sie u. a. in den mit „Deutsche Zustände“ betitelten Untersuchungen (Heitmeyer 2007) angesprochen wird. Diese Studien verweisen auf die überdauernde Bedeutung rassistischer Einstellungen. Aber auch die Kontinuität rassistischer Diskriminierungsfälle in den Sektoren Wohnen, Arbeit und Bildung (etwa Flam 2007), ist in Ansätzen dokumentiert. Weiterhin stehen uns Daten aufgrund von Selbstäußerungen von Rassismus negativ Betroffener, die in qualitativen Studien (etwa Melter 2006) untersucht werden, zur Verfügung. Dennoch liegen, wie das European Monitoring Centre on Racism and

Xenophobia (EUMC) feststellt, vor allem für den deutschsprachigen Bereich keine validen Daten vor in Hinblick auf Diskriminierungsfälle. Wir haben bislang kein System, das stabile und über längere Zeiträume vergleichbare Daten der Beobachtung von rassistischer Diskriminierung erfasst. Der jährliche Bericht des EUMC aus dem Jahr 2006 kommt zu dem Ergebnis, dass die Dunkelziffer der rassistischen Diskriminierungsfälle weit größer sein dürfte als die zugänglichen Daten: "Available information for the period 2004 – 2005 indicates that racist violence and crime continues to be an on-going problem in the EU, with evidence that it emerges in different forms which are generally under-documented by official data collection mechanisms" (EUMC 2006).

### **Rassismus als Gewöhnungseffekt**

Das dritte Moment der Normalität des Rassismus besteht darin, dass die Gegebenheit rassistischer Vorkommnisse und Strukturen, soweit etwas Gewöhnliches darstellt, dass darum auch kein weiteres Aufheben gemacht wird. Warum haben wir uns an rassistische Diskriminierung gewöhnt (gewöhnt auch im Sinne einer Toleranz und im Sinne einer Ignoranz)? Ich möchte abschließend kurz einige mögliche Gründe dafür benennen:

1. Wir haben uns deshalb gewöhnt, weil öffentliche Aufmerksamkeit an mediale Berichterstattung geknüpft ist, diese aber paradoxer Weise zu einer Entdramatisierung des Dramatischen beiträgt. Wir haben uns an rassistische Vorkommnisse gewöhnt, haben gelernt, sie hinzunehmen, weil wir uns daran gewöhnt haben, dass hin und wieder in den Medien darüber berichtet wird, dass jemand angegriffen wurde, verletzt oder gar ermordet wurde – „das ist normal“.
2. Der Gewöhnungseffekt hängt aber auch damit zusammen, dass zumeist ein irreführendes und verharmlosendes Vokabular benutzt wird. Es wird weniger über (rassistische) Diskriminierung, sondern vielmehr über „Benachteiligung aufgrund von Sprachdefiziten“ gesprochen, so als hätten „die Migranten“ ihre Benachteiligung sich selbst und ihren Kompetenzdefiziten zuzuschreiben oder gar ihrer mangelhaften „Integrationsbereitschaft“. Sobald Dominanzverhältnisse thematisierendes Vokabular gemieden wird (indem rassistische Ereignisse als Fremdenfeindlichkeit bezeichnet oder Diskriminierungsstrukturen als Integrationsbedarfe ausgegeben werden), tendiert der Diskurs dazu, Machtverhältnisse zu konservieren.
3. Auch ist vielleicht etwas, was als Krise des Antirassismus bezeichnet werden könnte, mit einer gewissen Ermattung der Rassismuskritik in Zusammenhang zu bringen. Einige

Studien (z. B. Weiß 2001; Scherschel 2006) zeigen, dass antirassistische Ansätze verstrickt sind in rassistisches Denken und Deuten.

4. Wir haben auch vielleicht so etwas wie eine Erschöpfung zu beobachten aufgrund paradoxer Effekte, die das Gleichstellungsgesetz mit sich gebracht hat. Mit dem zwar in vielerlei Hinsicht unbefriedigenden Gesetz ist das Motiv, rassistische Diskriminierung anzuklagen und immer wieder auf die Agenda öffentlicher Auseinandersetzungen zu setzen für viele, die sich für ein Antidiskriminierungsgesetz eingesetzt haben, schwächer geworden.
5. Es gibt eine strukturelle Abwehr des Sprechens über Rassismuserfahrungen, die eine doppelte Abwehr ist: Diejenigen, die von Rassismus symbolisch und faktisch profitieren, haben eine selbstverständliche Scheu, Rassismus zu thematisieren, weil sie damit ihre symbolische und faktische Bevorteilung thematisieren müssten. Diejenigen auf der anderen Seite, die Rassismuserfahrungen machen, haben eine Scheu, in öffentlichen Kontexten Rassismus zu thematisieren, weil sie sich dann mit der Wirklichkeit ihrer Deprivilegierung auseinandersetzen müssten und dies zumeist in einem Kontext, der ihnen gegenüber nicht immer sehr freundlich gestimmt ist. Es gibt insofern im deutschsprachigen Raum eine doppelte strukturelle Schwelle, die das Sprechen über Rassismus erschwert.
6. Der letzte Punkt, den ich hier ansprechen möchte, ist der, dass wir uns vielleicht an die Normalität des Rassismus gewöhnt haben, weil diejenigen, die Rassismuserfahrungen machen, einer Nicht-Subjektposition zugewiesen werden. Dies möchte ich mit einem letzten Zitat belegen:

*„Es lässt sich ohne weiteres argumentieren, dass in dem neuen Kontext der ethnizierenden und rassistischen Diskurs- und Diskriminierungsmuster die mit Rechten, Ressourcen und Voice-Optionen ausgestatteten Zugewanderten Schwedens eine viel bessere Ausgangsposition besitzen, um sich zu verteidigen oder sogar zum Angriff überzugehen, als die praktisch recht- und ressourcenlosen Zugewanderten Deutschlands, die (...) oft die vorherrschenden Defizitdiskurse übernehmen und nicht nur unter einer Fremd-, sondern auch unter Selbstanklage leiden. Eine große Mehrheit Zugewanderter scheint über keine sprachlich-symbolischen Mittel und eine kleine Minderheit nur über Fundamentalismus als diskursives Gegenargument zu verfügen, mit denen sie sich gegen die ständigen Angriffe auf ihre Integrität wehren können.“ (Flam 2007, 34)*

Wir haben uns also an Rassismus gewöhnt, weil es zur Logik des Rassismus gehört, dass diejenigen, die auf der anderen Seite stehen, entmachtet und sozusagen entstimmt sind.

Ich danke Ihnen.

## Literatur

Balibar, Etienne (1990): Gibt es einen „Neo-Rassismus“? In: Balibar, Etienne/Wallerstein, Immanuel: Rasse, Klasse, Nation. Ambivalente Identitäten, Hamburg, 5-20.

Battaglia, Santina (2000): Verhandeln über Identität. Kommunikativer Alltag von Menschen binationaler Abstammung, in: Frieben-Blum, Ellen/Jacobs, Klaudia/Wießmeier, Brigitte (Hg.): Wer ist fremd? Ethnische Herkunft, Familie und Gesellschaft, Opladen, 183-202.

Brubaker, Rogers (1994): Staats-Bürger. Deutschland und Frankreich im historischen Vergleich, Hamburg

Butterwegge, Christoph (2000): Entschuldigungen oder Erklärungen für Rechtsextremismus, Rassismus und Gewalt? In: ders./Lohmann, Georg (Hg.): Jugend und Rechtsextremismus. Argumente und Analysen, Opladen, 13-36.

European Monitoring Centre on Racism and Xenophobia (EUMC) (2006): The Annual Report 2006: Situation regarding Racism and Xenophobia in the Member States of the EU, unter:

[http://fra.europa.eu/fra/index.php?fuseaction=content.dsp\\_cat\\_content&catid=1](http://fra.europa.eu/fra/index.php?fuseaction=content.dsp_cat_content&catid=1)

Flam, Helena (Hg.) (2007): Migranten in Deutschland. Statistiken – Fakten – Diskurse, Konstanz

Gomolla, Mechtild/Radtke, Frank-Olaf (2002): Institutionelle Diskriminierung. Die Herstellung ethnischer Differenz in der Schule, Opladen

Hall, Stuart (1999). Ein Gefüge von Einschränkungen. Gespräch zwischen Stuart Hall und Christian Höller, in: Engelmann, Jan (Hg.): Die kleinen Unterschiede, Frankfurt a. M./New York

Heitmeyer, Wilhelm (Hg.) (2007): Deutsche Zustände, Frankfurt a. M.

Leiprecht, Rudolf (2001): Alltagsrassismus. Eine Untersuchung bei Jugendlichen in Deutschland und in den Niederlanden, Münster

Melter, Claus (2006): Rassismuserfahrungen in der Jugendhilfe. Eine empirische Studie zu Kommunikationspraxen in der Sozialen Arbeit, Münster/New York/Berlin/München

Salecl, Renata (1994): Politik des Phantasmas. Nationalismus, Feminismus und Psychoanalyse, Wien

Stichweh, Rudolf (1995): Der Körper des Fremden, in: Hagner, Michael (Hg.): Der *falsche* Körper. Beiträge zu einer Geschichte der Monstrosität, Göttingen, 174-186.

**Autor**

Prof. Dr. Paul Mecheril ist Universitätsprofessor an der Fakultät für Bildungswissenschaften/dem Institut für Erziehungswissenschaft der Universität Innsbruck und Mitglied der Lenkungsgruppe des IDA-NRW.